

Capresische Caprizen

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 23

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Capresische Caprizen.

Von Konrad Falke (Anacapri).

Die Deutschen auf „ihrer“ Insel.



Im Mittelalter nahm man das Kreuz und wallfahrtete nach dem heiligen Grabe; heute nimmt man den Baedeker und reist nach Capri. Die das vor allem tun, fast wie in Erledigung einer Pflicht, sind die Deutschen; es gibt welche unter ihnen, denen man es ansieht, daß sie anders nicht hätten selig sterben können. Und da tummeln sie sich nun: umfahren und befahren das felsige Eiland in zwei Tagen, bewundern es im lieblichen Rundgesang ihrer Dialekte an der Tafel des Hotel „Pagano“ (wo jeder rechtgläubige Capripilger absteigt), und nachdem sie ihre „Gemütlichkeit“ etabliert und sich in ihr brüderlich gefunden haben, dampfen sie wieder nach Neapel zurück.

Nirgends auf der Welt kann man sich des deutschen Wesens so abgründig tief bewußt werden; wenn an schönen Tagen Wagen hinter Wagen von der Grande Marina nach Capri und von da nach Anacapri hinauffährt, so kommt es dem Wegelagerer vor wie die wandende Ahnengalerie eines fremden Volkes (im Sinne jenes Parvenüs, der den Besucher in den Salon führte: „Voilà mes ânes!“). Darf man es dem Einheimischen verargen, wenn er diese Menschen im Grunde seines Herzens für vollkommene Narren hält? Sie sehen alles und doch nichts; sie glauben Italien zu genießen und genießen nur ihr Philisterium, das sie hier noch tyrannischer entfalten und in dem sie die Hoteliers als Menschenkenner nach Kräften unterstützen; sie loben den Capriwein (von Hermann Molls liparischem Malvasia [Alkoholgehalt 19 Grad!]) haben einst fünf Siebzigjährige zur Tilgung des Welt Schmerzes auf einen Sitz achtzehn Flaschen geleert) — aber das Auge aller leuchtet erst dann, das Bewußtsein ihrer Deutschheit schwellt erst ihren Busen, wenn sie irgendwo vor einem Glas Münchner „frisch vom Faß“ sitzen!

„Wir haben es wie zu Hause!“ ist das Ziel, das Glück und die Charakteristik alles Spießbürgertums; und angesichts des Golfes von Neapel ein Glas Bier zu saufen, verrät jenen Mangel an Stilgefühl, in dem letzten Endes alle Barbarei beruht. Trotz Schiller und Goethe stehen die Deutschen als Volk immer noch vor der Kultur; ja, wenn man diese Physiognomien betrachtet, so wird man gewiß, daß sie sich gar nicht kultivieren lassen wollen (der beste Beweis für ihre poli-

tische Zukunft; denn in der Welt siegen immer Masse und Mittelmäßigkeit, und alle bedeutenden Männer und großen Ereignisse sind nichts als Blitze in der Nacht, die einigen Pfadfindern den Weg weisen!). Dieser Gegensatz zwischen Barbarei und Kultur erklärt auch, warum der Deutsche, und lebte er hundert Jahre in Italien, nie die Sprache des Landes lernen wird: nicht nur sein von Prinzipien durchkreuzter Kopf, sondern vor allem seine schwerfällige Seele versteht dieses liebliche Glodenspiel der Laute nicht. (Es ist ein Schrecken der Schrecken, wenn man die Deutschen sich im Italienischen versuchen hört; häßlicher als das Idiom der aspirierten Tenuen klingen nur noch die schmutzigen Vokale jener Rasse, die fortwährend über ihren Unterkiefer stolpert, — daß Shakespeare ein Engländer war, kann man sich einzig durch ein hinzugefügtes „Trotzdem“ erträglich machen!)

„Meine“ Villa.

Nach fast vierwöchentlicher Reise betrat ich, müde von tausend Eindrücken, die herrliche Insel, die tags vom Sonnenschein, nachts vom Mondenglanz überflutet ist, immerdar leise vom Meer umrauscht, und wie der Prinz durch die letzten Hecken dringt, um zu seinem Dornröschen zu gelangen, so durchlief ich den Spalier der Fremden, um in einem abgelegenen Winkel zur reinen Besinnung der Örtlichkeit und meiner selbst zu kommen. Zu oberst in dem ungefähr dreihundert Meter über dem Meerespiegel gelegenen Anacapri, an den beginnenden Hängen des Monte Solaro, der höchsten Erhebung des Eilandes, reizte mich „Wanderer an der Mauer entlang“ eine hinter einem Gitter unvermutet aufsteigende, schachtartig eingeschnittene Treppe, auf die unzählige blutrote Mairosen ihren Schein, ihren Duft, ihre Blütenblätter warfen und von dem Reichtum eines kleinen Gartens kündeten. Ich stieg hinauf und sah mich inmitten eines kleinen Hofes, in dem ein fast beängstigendes Blühen und Duften herrschte, vor einem altitalienischen Landhaus; über die Terrasse vor dem ersten und einzigen Stockwerk hingen, wie über eine von lauter Frühling überfließende Schale, ebenfalls Blumen und Girlanden herab, während unten aus der Küche oder einem ähnlichen Raume gleich der Hüterin all der stillen Herrlichkeit ein altes Weib heraustrat. Meine Frage, ob man hier wohnen könne, bejahte sie mit freundlichen Worten, wobei zwei lange, krumme Zähne, der eine im Oberkiefer, der andere im Unterkiefer, miteinander erbitterten Krieg zu führen schienen, ohne sich jemals erreichen zu können; dann führte sie mich zu der blumigen Terrasse hinauf, über der an einem schrägen Stangengerüste lichtgrüne Reben zur Zinne des Daches emporkletterten, und ließ mich in ein Zimmer eintreten, das mit seinem Steinplattenboden, seiner gewölbten Decke, seinen Möbeln und seinen

Tapeten die Versicherung bestätigte, daß in dem Haus schon acht Generationen gestorben seien. Nach einer con amore geführten Unterredung auf Capresisch und Italienisch war der Mietvertrag mündlich abgeschlossen, und ich konnte aufs Dach steigen und mit einem Herrschergefühl, das mir den Samos überschauenden Polykrates in den Sinn rief, die Aussicht genießen: im Rücken den fahlen Monte Solaro, vor mir, aus grünen Bäumen hervorleuchtend, die weißen viereckigen Häuser von Anacapri, und darüber hinaus in einem Halbkreis das blaue, verduftende Meer mit der sanften Insel Ischia . . .

Genius loci.

Bei diesen guten Pächtersleuten (der Mann läßt sich wenig blicken) wohne ich nun; eigentlich sind sie, unter der Bedingung einer mäßigen Abgabe an irgend einen Geistlichen, die unvertreibbaren Besitzer des schönen Landgutes. Eine Tochter, die Fiore heißt und die Blumenpracht des Ortes personifiziert, besorgt die Hausgeschäfte; sie ist sehr lebenswürdig und hat mir versprochen, einmal die Tarantella zu tanzen.

Kein Lärm, kein fremdes Gesicht; einzig Tag für Tag der ewig blaue Himmel mit seinem Spiegelbild im Meer. Es ist warm; man versichert sich ordentlich des Sommers, dessen man im Norden nie recht froh werden kann, und fühlt, wie in der Welt und im Herzen alles der Reise entgegenblüht. Italien löst und erlöst, bringt alle Anlagen des Menschen zur Entfaltung; wenn einst der nach Macht und Glanz gierende Königstraum der Hohenstaufen nach diesem wunderbaren Lande flog, so darf noch heute der Künstler Befreiung von ihm erhoffen: Italien ist das Land der unschuldigen Sinnlichkeit.

„Wenn du brav bist, so bekommst du etwas Gutes!“ sagt jeden Tag die nordische Mutter zu ihrem Kinde, und nach diesen unmoralischsten aller Erziehungsgrundsätze spielt sich bei uns das ganze Leben ab und gerät darob in erbärmliche Lüge und zermürbendes Sündenbewußtsein hinein. Einen sinnlichen Genuß von einer ethischen Handlung abhängig zu machen — den Speck des Vergnügens zum Monopol aller staatlichen Mausefallen zu erheben — ist einfach abscheulich; es verkümmert den Sinnengenuß und trübt die sittlichen Entschlüsse, die beide voneinander unabhängig bleiben sollten. Sie in der ganzen Lebensauffassung voneinander unabhängig erhalten zu haben, das ist das in Süditalien heute noch fortwirkende Antike; die elende Verkoppelung, durch die wir bei uns das ausgehungerte Tier den Wagen ziehen lassen, auf dem das Göttliche sich spreizt, ist hier gelöst; das Animalische im Menschen wird befriedigt, und dadurch klärt und schärft sich sein Blick für die hoch über allem Sinnlichen stehende, uns allein zugängliche Offenbarung des Göttlichen: das Persönliche.

Man kann über nichts ein Urteil haben, das man nicht gekostet, nicht durchgekostet hat; in diesem Lande, wo die Früchte und die Liebe so wohlfeil sind, lernt man das Sinnliche (in jeder Beziehung) am besten richtig einschätzen. Die Erdbeeren, die mir fast jeden Tag ein Händler körbchenweise um einen Spottpreis verkauft, die Kirschen, die ich mir auf der Piazza für wenige Soldi erstehe: alles bringt mir in Erinnerung, wie viel seltener zwar, aber auch wie viel würziger diese Erzeugnisse des Bodens bei uns sind; der Kampf um die Reife ist, was aller Reife Süßigkeit verleiht. So kommt man im stillen zur Erkenntnis, daß das gelobte Land des Südens doch nicht durchaus ein zu lobendes ist: bei längerem Verweilen wird man immer mehr des Schopenhauerschen Wortes von der „Fabrikware der Natur“ eingedenk — und lernt ihre „Handarbeit“ schätzen!

Die moralisfreie, in der großen Skala der Genüsse so skrupellos sich offenbarende Sinnlichkeit des Lebens ist der große, immer aufs neue wie ein erfrischendes Bad empfundene Gewinn für den Künstler; die für jeden tiefern Geist von selbst sich ergebende Überwindung des Sinnlichen ist der Gewinn für den Menschen, und zwar ein weit wertvollerer, als die Askese a priori. Im Sinnlichen ist noch niemand untergegangen, für den es schade gewesen wäre; vor diesem Flammenwall, den die Feigen an der Hand fürsorglicher Lehrer umschleichen, die Mutigen aber fest auf eigene Faust durchspringen, erwahren sich die Siegfriednaturen, die der Brünhild würdig sind! Und zuletzt sieht man ein: nicht in der Askese und nicht im sinnlichen Genuß, sondern auf dem Weg von der einen zum andern finden sich die Schätze des Lebens; nicht im Himmel und nicht in der Hölle, sondern im Sündenfall liegt für uns Menschen das größte Erlebnis; nicht die Hochzeit der Gefühle, sondern ihr Brautstand ist es, in dem sie ihre höchste Intensität erreichen — allgemein und zusammengefaßt: nicht die ewig wechselnde Wirklichkeit ist für den Menschen, der von ihr gelebt wird, das Höchste, sondern die zwischen Wollen und Erfüllung schwebende, von nichts als unserer Sehnsucht belebte Scheinwelt: die Welt der Kunst! . . .

Für dreißig Centesimi.

In die Stille meiner Abgeschlossenheit, in der ich jeden Morgen eine gesegnete Arbeit mit dem schönen Gefühle beginne, selbst meine Feinde zu lieben, ist ein Bild und ein Klang ewiger Wanderschaft gedrungen. Als ich gestern abend durch die hocheingemauerten Gäßchen zum Restaurant Del Lauro schritt, wo liebenswürdige Wirte mir als alleinigem Gast in einer Rosenlaube Speise und Trank vorsetzen, hörte ich Musik und ging ihr nach. Auf der nahen Piazzetta, mitten in einer

Schar Volkes, die durch einen Polizisten in Ordnung gehalten wurde, spielten zwei kaum zehnjährige Mädchen und ein noch jüngerer Knabe Geige, hinter ihnen standen mit begleitender Guitarre ein Mann und eine Frau, und alle schauten und spielten und sangen zu einem Fenster des Hotel Paradiso empor, in dessen Rahmen, umgeben von andern Gästen, eine große, weißgekleidete Engländerin lauschte und lachte.

Es war kein Kunstgenuß, aber ein Vorgang, der einem wie ein Symbol und von Minute zu Minute tiefer ergriff. Eben begannen die fahrenden Leute eines jener leidenschaftlichen Liebeslieder in Moll, wie sie dem Süden eigentümlich sind; mit aller Unmittelbarkeit und allen falschen Tönen des Lebens sangen die Kinder Worte und Weisen, die sie kaum verstehen konnten. Es lag etwas Zerreißendes, etwas Herzerreißendes darin; sie schrien mit jener Verzweiflung, aus der die ewige Wiederholung sprach, und doch wieder als allezeit tapfere Soldaten auf ihrem Posten. Wie der Knabe, ein kleiner Leporello mit pffiffigem Gesicht, bei den Termaten, weil er es sonst nicht mehr aushielt, die Geige absetzte, mit dem abwärts geschwungenen Fidelbogen nach hinten ausholte und losbrüllte; wie das ältere Mädchen singend zu tanzen anfing und die Hände gegen die große, dunkelrote Rose zwischen seinen jungen Brüsten warf, mit blassem, von Müdigkeit trunkenem Antlitz eine Bacchantin wider Willen: das kündete ein Schicksal, im kleinen Bilde etwas Großes; es klang aus allem wie eine Variation des „Ave Caesar, morituri te salutant!“ Für wen sangen und spielten und tanzten die armen Narren? Für die Lokette Engländerin im Fenster? Oder stand noch etwas Größeres hinter ihr? Das Leben?? Und wer schickte die armen Narren in die Arena? Der Mann mit dem langen Haar, den blinzelnden Augen und dem schmunzelnden Munde; die Frau mit dem unbeweglichen Indianergesicht, das sich bei seiner Genesis für keines der beiden Geschlechter recht entscheiden konnte? Wissende, vielleicht sogar jenseits des Wissens stehende, ruchlos Gleichgültige; menschlich wie musikalisch der stützende Baß zu einem Liede und einem Schicksal, das sie selbst einst gesungen, gelitten? Oder stand auch hinter ihnen etwas Größeres, das sie wie an unsichtbaren Fäden lenkte? das Leben?? Aus der Ferne des bleichen Himmels schaute mit stillem, silbernem Glanze die Venus . . .

Ein paar Soldi wurden eingesammelt; dann zogen die Musikanten ab, und mit ihnen verschwand das Bild des in sich zerspaltenen Lebens, das ewig mit sich selbst Krieg führt und in den großen Riß der Welt, in das endlose Treffen, mit dunkeln Instruktionen (lauter Uriasbriefen) — die Lebenden schickt. Wie das Wirtstochterlein mir mein Risotto aufstellte, berichtete es, die guten Leute seien sehr betrübt gewesen, denn man habe sie extra vors Hotel bestellt und ihnen dann ganze dreißig Centesimi gegeben; da machten sie bessere Geschäfte, wenn sie auf der

Straße ihre Kunst übten. Tröstet euch, ihr fahrenden Sänger der Liebe! Haben wir nicht alle schon vor dem bewußten Balkon die Saiten unserer Seele gestimmt, haben Worte gestammelt, die wir nicht verstanden, und Lieder gesungen ohne zu wissen warum? Wir waren Narren und glücklich wie Narren — und auch uns kam, beim Rückblick, die bittere Einsicht: „Per trenta centesimi! . . .“



Gustav Schmoller.

Von Dr. Paul Enger, Zürich.



Am 24. Juni feierte Gustav Schmoller in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit seinen siebenzigsten Geburtstag. Wenigen Gelehrten der nationalökonomischen Wissenschaft ist es vergönnt, an der Schwelle des Greisenalters auf eine so fruchtbare Wirksamkeit als Schriftsteller und Lehrer zurückzublicken. Man übertreibt keineswegs mit der Behauptung, Gustav Schmoller habe nach dem Tode Roschers in Verbindung mit Schäffle, Adolph Wagner und Lujo Brentano der modernen Volkswirtschaftslehre ein ganz besonderes Gepräge gegeben. Sein Name ist im Laufe der Jahre weit über sein eigentliches Fachgebiet hinausgedrungen und auch in den Nachbarwissenschaften, in Politik und Verwaltung, ein geläufiger geworden.

Schmoller wurde am 24. Juni 1838 in Heilbronn geboren. Er studierte in Tübingen, kam bereits 1865 als Ordinarius nach Halle, 1872 an die reorganisierte Straßburger Universität und 1882 als Nachfolger Helds an die Universität Berlin. Mit besonderer Vorliebe warf er sich auf die geschichtliche Ergründung wirtschaftlicher Fragen, auf die exakte, klare Erforschung ökonomischer und sozialer Grundtatsachen und Zusammenhänge. „Beobachten und Beschreiben, Definieren und Klassifizieren,“ sagt Schmoller, „sind vorbereitende Tätigkeiten. Was wir aber damit erreichen wollen, ist die Erkenntnis des Zusammenhanges volkswirtschaftlicher Erscheinungen.“